

Dänische Rittergeschichten.

Die Funktion der künstlerischen Phantasie ist eine doppelte. Sie will den vom Leben unverbrauchten Gefühls- und Gedankenüberschuss formen und sie will spielen. Sie schildert unser Dasein in seiner unendlichen Willkür und sie schmeichelt ihm als Sinn und inneres Gesetz die Schönheit ab. Sie beschreibt und sie schafft; sie kombiniert die Erfahrungen der Sinne und der Seele, um die Welt abzuspiegeln oder sie auszuschnücken, um etwas über sie zu lehren oder um sie zu dekorieren. Ob es sich nun aber um Naturalismus handelt oder um das, was die Franzosen so hübsch „art fantaisiste“ nennen, — mag darin ein philosophisches Moment vorwiegen, wie etwa in Max Klingers Cyklus „Vom Tode“, oder ein spielerisches wie in seinem Blatte „Bär und Elfe“ — nie wird das Gedankliche ohne dekoratives Beiwerk in Erscheinung treten und nie das Dekorative sich ohne Ideengerüst behelfen

wollen, wenn es ein Kunstwerk gilt, — ganz wie in aller echten Phantasiekunst ein Stück Naturstudium steckt und die genaueste Beobachtung ohne formende Phantasie noch keineswegs Naturalismus ist. Nur tritt bald das ernste Studium des Objektes mehr hervor und bald wieder das subjektive Spiel der schöpferischen Laune. Die moderne Litteratur hat in Frankreich und Skandinavien lang genug die Kunst nach wissenschaftlichen Methoden getrieben; nun wendet das junge Geschlecht seine Vorliebe jener Methode zu, die dem künstlerischen Genie am besten entspricht. Man will nicht so sehr irgend eine These dozieren, als dekorieren, Schönheit schaffen. Man will sich lieber den abenteuerlichen Flügen der Phantasie anvertrauen als Schritt vor Schritt an der Krücke des Verstandes das graue Reich des Allzugewissen durchmessen. Denn was ist heute dieses gar so Gewisse? Dass unser Leben, dass unsere Gesellschaft wie unsere Erkenntnis nur fliegende Brücken über einen Abgrund sind. Den Einen trägt's noch hinüber, der Nächste bricht ein. Unter uns das Bodenlose, vor uns die Verzweiflung. Sie wissen es alle, diese jungen Menschen, die mit Geusenstolz sich Dekadenten nennen: wir stehen vor der grossen Abrechnung und morgen ist der Tod. Mag der soziale Staat die Auferstehung

sein und uns das goldene Zeitalter bringen, — vorher ist der Tod. Der Tod einer Kultur, die noch auf aristokratischen Grundfesten ruht, der Tod all dessen, was wir sogar den bürgerlichen Lebensformen an Gemütswerten und Schönheit abgewonnen haben. Morgen, das ist das Ende. Daher, sagen sie, geniessen wir rasch das Heute; vertiefen wir es durch Erinnerungen von gestern und durch Visionen von übermorgen; durchleben wir in der Phantasie noch alle berauschende Schönheit, welche vergangene Geschlechter, die der Orient und der Occident — die Antike, das Mittelalter und die verschiedenen Renaissance hervorgebracht; füllen wir unsere Seelen mit den Köstlichkeiten, die wir erretten möchten, bis zum Rande voll und rufen wir: „Evoë Bacchos! morgen ist der Tod! Evoë, Evoë!“

Dieser Gemütsstimmung entblüht die symptomatische Kunst unserer Zeit, die Kunst der Dekadenz mit ihren Paradiesesträumen, ihren Schönheitsektasen, ihrem Lebenskult und ihren Angstvisionen. Sie dekoriert die Leere. Doch ihre Schönheit ist von jener schmerzlichen Art, die scharf wie ein Messerstich in die Seele dringt. Und ihre Lustigkeit ist leicht orgiastisch: die reine Heiterkeit gehört nur mehr den grossen Zeitlosen an, die wie Böcklin im Ewigen wandeln.

Oder anfallsweise jenen anderen, aus der Zeit gelösten, die ihre Sach' auf nichts gestellt. Allerlei Entwurzelten, Bohémiens, gleich Paul Verlaine, die zuviel hinter sich haben und deshalb von der Hand zum Mund, und von Stimmungen leben und diese Stimmungen zum Blühen bringen. Oder solchen Wurzellosen, die noch alles vor sich haben, die ihre Nahrung mehr der luftigen Phantasie als den schweren Säften der dunklen Erde entnehmen. Sie haben das schöne und grausame Träumen fünfzehnjähriger Mädchen gleich Ibsens Hilda Wangel und Jakobsens Marie Grubbe. Für mich heisst dieser Typus Jugend, der noch nicht Wurzel geschlagen, momentan Sophus Michaëlis; er ist ein Däne und hat einen Ritterroman „Aebelö“ gedichtet. Und der andere, ältere, von den Stürmen Entwurzelte, der Bohémien, das ist natürlich Holger Drachmann, auch ein Däne, und sein Ritterroman nennt sich „Kitzwalde“. Der Eingang seines Buches erzählt charakteristisch und graziös, wie die Geschichte bei ihm entstanden ist. Es existiert ja auch wirklich nichts so Leichtes, wie Geschichten schreiben. Wer es hat, dem giebt es der Herr im Schlaf. So einer braucht z. B. nur wie Adolf Wilbrandt von einem Eisenbahnwaggon recht heftig durchgeschüttelt zu werden und es

passiert ihm gleich ein neues Buch. Ein anderer sitzt vielleicht mit J. P. Jacobsen in einer sonnigen Nische auf einer Steinbank, just am Wege der nach Rom führt, vor sich das Grau und Grün der Campagna mit der vielen mühsamen Meilen Müdigkeit, und gleich weiss er es: da hätten Rosen sein müssen, so grosse, gelbe, und über die lange, graue Gartenmauer hängen, oder rote, kleine, härtliche, die in leichten Ranken herabfallen. Und auf dem Balkon, diesem gebauchten Gitterkorb aus schwarzem Schmiedeeisen, da hätte ein Page stehen müssen und drunten ein zweiter sitzen, und das hätte ein hübsches Proverb gegeben.

Und ein dritter — Holger Drachmann nämlich — auf Spaziergängen, inmitten durchsichtiger Stuckvillen, kränkelnder Vorstadtgärten, Surrogaten für das Land, für das echte, wirkliche Land, mit Berg und Thal und Ruinen und Räubergeschichten, überfällt Kitzwalde ihn. Es überfällt ihn wie goldene Sonne einen waldbewachsenen Bergabhang, und im Duft des warmen Lichtes sieht er ganz deutlich den steilen Felsen vor sich, mit den Absätzen, auf denen Hand und Fuss wohl Stütze finden kann, den er aber ungern auf- und abklettern würde . . . und schon gar nicht bei Nacht oder im Morgenrauen. Und je höher sein Auge hinauf-

sucht, desto unwahrscheinlicher dünkt es ihm, dass Junker Franz auf diesem Wege heimlich die Burgfrau Adelberte von Kitzwalde besucht haben soll. Wenn er sich aber an ihr Bild erinnert: an diese warmen Frauenaugen in dem zarten Kindergesicht, an die schwellenden Linien des festgeschlossenen Mundes, an den Hals und den Nacken, an diesen Nacken! — O ja, er beginnt es zu glauben; er schwört geradezu darauf, dass Franz Kitzwalde diesen Fels erklimmen, da es ja der einzig mögliche Weg zur Gunst der schönen Base war. Auch steht die steile Klippe nun nicht mehr so handgreiflich vor ihm; denn die Sonne ist weg; in schlummertrunkenen, verschleierten Formen liegt die Landschaft da; dicht fällt der Tau und ... wir sind mitten in der Erzählung drin.

Der Held der Geschichte ist eigentlich gar nicht der schmucke, brave Franz, sondern ein fahrender Sänger, Siegmund Schwane-
weit, ritterbürtig, doch ohne anderes Hab und Gut als den liederreichen Mund, die schlanke Laute am Bandelier und das rasche Schwert an seiner Seite. Und doch fällt ihm alle Beute zu. Er behext die Männer und die Frauen. Die hübsche, lustige Zirli vom Wirtshaus horcht seinen lockenden Worten; der tumbe Junker Franz beugt sich seiner überlegenen Erfahrung; die kluge Frau Me-

rite, Franzens Mutter, fühlt ihr Herz diesem reichen Geiste erliegen, und zum Schluss, da bei anbrechendem Morgen einmal aus der Burg Hoch-Kitzwalde ein Schuss fällt, der den schmucken Franz in die Ewigkeit schickt, gerade als er sich aus dem Fenster der geliebten Frau schwingen will; als Frau Merite dann beim Rachezug getötet und der böse, alte Ritter Kuno v. Kitzwalde samt der Besatzung umgebracht und die Hochburg in Brand gesteckt ist; — da schaut der fahrende Sänger als Sieger in die rote, rauchende Nacht. Das gezückte Schwert in der einen Hand, einen güldenen Pokal in der anderen, Frau Adelberte voll bebender Angst in seinen Arm geschmiegt, steht er auf dem Altan, der hinaus ins Freie führt. „Die ganze Welt ist in Flammen,“ flüstert sie entsetzt. — „Ja, die Welt ist in Flammen,“ jubelt er, „und wir, wir brennen mit.“ Denn noch einmal ist in seiner Seele die Herrlichkeit der Liebe aufgegangen, der grossen Liebe, welche jung und stark macht und die Herzen frei von Schuld und Roheit . . .

„Eine kleine, muntere Geschichte“, nennt Holger Drachmann seinen Roman. Und doch ist das Buch voller Schand- und Gewalthat. Von allerlei Bohême-Geschmacklosigkeiten gar nicht zu reden. Munter ist in der That jedoch der Ton des Erzählers und

voll inniger Lust an dem Erlebnis seiner Phantasie. Drachmann hat eben seine Freude an dem prächtigen Sänger Drachmann und an der Menge von Liebe, die nun sein ewiges Thema ist. An der leichten Hand seine Freude, die Bild an Bild reiht, — an der weichen und zärtlichen, der kecken und schwellenden Lyrik, die in lieblichen Windungen und in schäumenden Cascaden sorglos und frei sein Werk durchzieht. Diese Lust des Dichters an sich selbst steckt den Leser an. Sie macht den Reiz und die naive Grazie seiner Arbeit. Man ist nicht anspruchsvoller als der Autor ist, und will mit ihm lachen und weinen und vergessen und mit ihm das Leben lieben — quand même.

Der kleine, muntere Ritterroman „Kitzwalde“ ist beileibe kein getreues Costume- oder Sittenbild aus dem späten Mittelalter, sondern „art fantaisiste“. Reine Phantasiekunst, mit sehr viel persönlicher Bekenntnislyrik, das Spiel einer Laune, die sich in Arabesken hinschreibt, — ganz wie Drachmanns Märchenstücke und seine Melodramen. Es ist eine Kunst, verwandt mit der des „Chat noir“, mit Idealen, wie sie die jungen Franzosen erfüllt, die den „Chanson“ an Stelle der Chansonette setzen wollen. Mit demselben Streben, den Ernst zu fliehen und

die Tiefen zu meiden, in denen die grossen Fragen und Rätsel und Zweifel lauern, um die Armen wieder tödlich anzufallen. Sie meiden die Tiefen und leben auf der Oberfläche, nicht aus Frivolität, sondern aus Selbsterhaltungstrieb. „Fliehet die Stürme“, hat schon Lionardo geraten.

Holger Drachmann ist, wie das prachtvolle Einleitungsgedicht zum Melodrama „Völund Smed“ (Wieland der Schmied) sagt, „der alternde Skald, der singt, nicht, weil er will, noch minder, weil er soll, sondern weil er eben nicht anders kann. Und während er singt, liegt das Land in Jammer. Doch die Saiten, sie sind von Gold“ . . .

Sophus Michaëlis dagegen, das ist der junge Skald, in den Erfahrung und Zweifel noch nicht die Geierkralle schlug. „Aebelö“ ist eine Verherrlichung der Natur und der in ihr wirkenden Lebenskräfte. Zum Mittelpunkt hat das Buch „Zwei, die miteinander nicht Furcht und Askese oder kranke Religion kennen“, und an ihrem Glück haben „Gott und die Erde“ ihr freudiges Wohlgefallen.

Aebelö, die kleine Insel, liegt mitten im See. Alter Meeresgrund, der nun von süßem Wasser umgeben. Die Wellen schlemmten stickstoffhaltige Erde an, brachten Bucheln und Erlenfrüchte; die lauen

Sommerlüfte hauchten Blumenstaub und Samen herzu und mit Urwaldüppigkeit schossen die Pflanzen empor. Doch diese wilde Natur schreckte die Menschen, und die Insel blieb herrenlos. Es sauste und brauste im Laub und murmelte und flüsterte mit Millionen Blätterzungen . . . Einmal trieben die Wogen ein Boot daher, in dem lag ein verwundeter Krieger. Es blieb im Röhricht stecken. Als der Bewusstlose erwachte, lag er auf dem Ufer und sein Schwert verrostet neben ihm. Über ihm sausten die Bäume, rote Ameisen liefen über seine Brust, und eine Spinne hatte begonnen, zwischen einem niedrigen Zweig, dem Knauf seiner Klinge und der Kante des Bootes ihre Fäden zu ziehen. Da lächelte der Krieger ein krankes Lächeln und schloss müde die Augen. Und es brauste und rauschte über ihm und drohte und seufzte: „das ist der Tod, — das ist der Tod!“ — und immer stärker und schrecklicher klangen die Stimmen des Waldes. Ueber ihm wiegten sich wilde grüne Äpfel mit rostroten Backen und dufteten ihm zu. Labung, o Labung! Vor seinen Augen nickten schwarze saftstrotzende Beeren — Giftbeeren! Sie schlugen ihm ins Gesicht; sie suchten förmlich seinen Mund. Über ihm leuchteten die grünen Äpfel mit den rostroten Backen, und der Wind führte

ihren säuerlichen Wohlgeruch dem Sterbenden zu. „Nun ist er todt“, flüsterte die Lanzenwache des Schilfs und gab die Parole weiter, und der See hielt seinen Atem an und lauschte dem Worte. Doch die rastlose Spinne spann ruhig ihre Fäden um das nutzlose Schwert. Und der Mund der Erde ass die Leiche auf wie eine abgefallene Frucht. Welche Blätter deckten die weissen Knochen zu, und niemand suchte den Toten.

Rechts vom See steht nun eine Ritterburg und links eine andere. Einstens sieht Junker Sölver Falk einen Kahn nach der herrenlosen Insel steuern, die sein Fuss noch nie betreten. Wer wohl in dem Schiffelein sass? Über dem Achterstegen flattert lichtroter Flor. Blitzschnell fällt ihm eine Begegnung ein. Er liegt in einer grünen Wildnis von riesengrossen Konvallarien und auf graziös gebogenen Stielen „läuten tausend weisse Blumenglocken ihren klingenden Duft über sein Haupt hin.“ Plötzlich ist ihm, als überflösse ihn warmes Licht, und vor ihm steht ein Mädchen. Blassroter Flor umhüllt den schlanken Leib, dessen perlenweisser Glanz den dünnen Stoff durchleuchtet. Den zarten Kopf umgiebt's wie eine Glorie von lichtem Sonnengespinnt, dessen flimmernde Fäden in der Maienluft zittern. Die Wangen erröten, die blauen Augen strahlen in des

Frühlings übermütigem Glück. Sölver glaubt zu träumen. Der Waldboden wogt unter ihm; er sieht das Grüne ringsum wachsen; die Blätter an den Bäumen öffnen sich über ihm, und alle knospenden Gedanken schlagen in Blüten aus. Und unwillkürlich fängt Sölver zu singen an: „Läute, Glöckchen, weisses, im Wald den Maien ein“ . . . er wiegt seine Hand in der Luft, und es wiegt sich ihm eine Hand entgegen wie eine Blume, die der Wind der Blume zuneigt. Es überfließt ihn von der Berührung wie Geisterhauch: ist das ein irdisch Wesen? Doch diese errötende Wange ist Fleisch und Blut, und sehnsuchtszitternd beugt sein ketzerisch Lippenpaar sich dieser Wange zu. Doch kaum hat der Kuss sie leise gestreift, so ist's, als zöge eine Wolke über die Sonne, und ein klatschender Schlag saust auf Sölvers Gesicht herab. Rasend über die Schmach, wirft sich der Junker zu Boden; seine Hände wühlen und raufen die Blätter aus, und er ruft: „Hinweg mit dir! Dieser Wald ist mein!“ . . . Und nun rudert sie, in der er schon längst die Tochter Sten Basses erraten, des Ritters von Egenäs drüben, auf die herrenlose Insel zu. Im Nu sitzt Sölver auch in einem Kahn und schon biegt er in die Bucht, wo das fremde Boot vertaut liegt. Er will ans Ufer springen und weicht

geblendet zurück: aus dem lichten Waldesgrün tritt sie hervor, nur in das bleiche Goldgespinnst ihrer Haare gehüllt. Sie flieht nicht, sie errödet nicht, doch der flammende Glanz durchbohrt wie ein „stahlblauer Strahlenspiess“ den Verwegenen, dessen kecker Blick ihre Nacktheit kränkt. Einen Moment senkt er wie lahm die Blicke; dann packt Zorn und Wildheit ihn: „Die Insel ist mein und alle Jagd darauf“, ruft er; doch schon taucht sie ins Wasser unter. Er ihr nach. Seine Kleider hindern ihn, die niedrigen Erlenzweige schlagen ihm ins Gesicht, und dennoch, schon ist er ihr nah. Sie aber springt ans Ufer und wie er nach ihr greifen will, schwingt sie plötzlich ein altes, rostiges Schwert gegen ihn. Ein Schlag, ein Schrei, und Sölver taumelt ins Wasser zurück. Er schleppt sich ans Land und sinkt in das Gras. Aus seiner Stirn sickert Blut, doch er trocknet es nicht. Selig lächet er vor sich hin und geniesst den Schmerz, den sie ihm zugefügt. Ihr Schlag hat sein hartes Innere getroffen und ihm die Flamme der Leidenschaft entlockt. Sölver liebt Jungfrau Gro.

Nun wird erzählt, wie Sten Basse die Beleidigung seiner Tochter rächt, Sölvers Burg überrumpelt und den Junker gefangen nimmt. Wie er ihn mit Spott und Hohn

überschüttet, ja, im Übermut seiner Verachtung Gro eine Nacht zu ihm in den Keller sperrt, weil er seinem stolzen Fleisch es zutraut, dass es unantastbar und Herr über alle bleibe; wie er, rasend über Sölvers unbeugsamen Hochmut, ihn durch Hunger zähmen will und selbst gezähmt es aufgibt. Und wie in all' diesen Prüfungen Sölvers Liebe immer tiefer wächst, — zarter und reiner — betende Sehnsucht wird. Wie er tagsüber den vielen wirren Lauten des Lebens lauscht, die den Burghof füllen, um den einen, den er ersehnt, den leisesten Klang aufzufangen, der von ihr stammt. Wie er sie einmal selbst erblickt. Seit Stunden war er an der Luke seines Kellers gestanden und hatte ihren Namen gerufen und geflüstert und wieder gerufen; und nun war ihm's, als habe sein Gedanke sie herbeibeschworen. Und da war's, als fülle sich der ganze Hof mit weissem Licht, als blinkte jedes Blatt an den Linden, als sprühte jeder Grashalm Funkentropfen und als strahlten die gelben Blumen des Löwenzahns wie kleine Sonnen. All' sein Wollen, all' sein Denken sammelte er um sie. Er lehrte jeden Tropfen seines Blutes für sie schlagen. Er wollte sein ganzes Sein als Feueropfer für sie entzünden, damit die ganze Luft in der Burg vor Glut vibriere und seine Liebe wie ein unsichtbares

Willensfluid zu ihr emporsteige, ihren Sinn erfülle und sie zu ihm herniederzwinge. In solchen Ekstasen lebte er Tag und Nacht. Und es ist, als wichen Mauern und Thüren seinem Willen und als sei seine Phantasie imstande, Gro überall zu finden. Er wusste stets, wo sie war. Er sah und hörte ihr Thun. Und nicht einmal der Schlaf trennt sie ganz von ihm.

Er schleicht sich in ihren Traum. Sein Bild umgaukelt sie, wenn sie willenlos im Schlummer liegt — nicht das Bild des Ehrenkränkers, sondern das Bild des holden Knaben, der singt: „Läute, Glöckchen, weisses, im Wald den Frühling ein“ oder des gebundenen Ritters, der ihrem Vater stolze Worte sagt. Oder des armen Gefangenen, der einsam im Keller die Tage verschmachtet. Und sie erhebt sich vom Lager und im weissen Mondenschein geht sie mit geschlossenen Augen die Wendeltreppe hinab, durch das Gehäuse der mächtigen Turmuhr, deren Gewichte bis zu den Grundfesten des Schlosses reichen; sie schiebt eine Holzpanelierung zur Seite, und wie von den unsichtbaren Fäden eines stärkeren Willens gezogen, mit ausgestreckten Händen und ekstatischem Lächeln nähert sie sich Sölver. Oft erwacht der Gefangene aus dem Schlaf, in der Empfindung, dass die nackten Füße der

Geliebten über kalte Steine wandern; er eilt zur Luke und sieht wirklich etwas Weisses am Turmfenster schimmern — etwas wie ein nachtbleiches Gesicht und gerungene Hände. In anderen Nächten erweckt ihn kalte Zugluft, und es scheint ihm, als würde das Rasseln der fallenden Uhrgewichte besonders laut; dann knackte die Panele. Einmal sah er im starken Mondlicht etwas leuchten: er beugt sich herab; eine rote Rose und neben — täuscht ihn sein Blick? im feuchten Dampf auf den Kellerfliesen die Spur eines Schrittes. Ein anderes Mal liegt ein Kreuz, das er kennt, auf dem Boden und in einer anderen Nacht . . . ist es verdichtetes Mondlicht, was durch sein Gefängnis wandelt! Nein — Gro selbst — er wagt nicht, sich zu rühren. Sie flüstert, wie man im Traume flüstert, und er, voll Grauen und Entzücken, er flüstert wieder, die Somnambule nicht zu erwecken: „Sölver . . .“ — „Gro? . . .“ — „Bist — du — da? . . .“ — „Hier . . .“ — „Sölver . . . ich . . . liebe . . . dich“ . . . und sinkt in seine bereiten Arme. Da der Morgen anbricht, trägt Sölver seine Liebste durch die offene Holzwandvorrichtung in ihr Gemach zurück, und als er sich dann in seinem Gefängnis auf die Bank ausstreckt, ist ihm, als wäre nun er der Schlossgebieter . . . Ferner erzählt das Buch, wie

Sölver seine Freiheit gewinnt und Sten Basse stirbt und Sölver nun Gro mit Rat und That zur Seite steht. Er ist ihre Wehr und Stütze, ein teurer Bruder und Freund; dass er je ihr mehr gewesen, erinnert sich die Wachende nicht. Doch es kommt der Tag, wo sie sich erinnern muss. Sölver, des hoffnungslosen Werbens müde, ist in den Krieg davon gezogen. Nun entbehrt sie wohl den Treuen, und täglich schickt sie ihre Sehnsucht aus, ihn zu suchen. Denn sie ist verwandelt — nicht das spröde Mädchen, das von Liebe nichts mehr wissen mag, seitdem Sölvers Wildheit sie erschreckt. Sie ist verwandelt und nun erinnert sie sich . . . Und ihre Liebe schiesst auf wie eine Wunderblume, die auf einmal tausend duftstarke Knospen entfaltet. Die Zeit verfließt. Einmal kommt auch Botschaft an Gro: „Nun gehe ich über den Fluss Rhein. Ich gehe dem König von Frankreich zu dienen. Denn wer nicht gerufen wird, kommt auch nicht.“ Und Sölver wollte niemals wiederkehren ins Land der Nebel, um im Müssiggang innerhalb der Mauern seiner engen Burg zu versauern und zu siechen. Es war ihm eine Lust geworden, den Schall der Waffen zu hören und die flatternden Wimpel an den Lanzen zu sehen, und den grünen Rhein mit seinen festen Burgen und die Städte mit ihren Kathe-

dralen, die ihre Thürme gleich schlanken Steinbouquets der holden Königin des Himmels in die Luft hinaufreichten. Und gar das Land, in dem die weissen Kirschen alle Wege säumten und der Wein grün und golden die Höhen kränzte . . . Eine Zeitlang diente Sölver in Burgund und wird in Dijon zum Ritter geschlagen. Dann zieht er wieder von Schloss zu Schloss und kämpft unter der Oriflamme. Und vom Krieg geht es zur Lustbarkeit, zu Turnier und Tanz und wechselnden Abenteuern. Da kommt eines Tages Botschaft aus Dänemark. Sechs Monate ist der Knecht schon auf dem Weg; zwei neue Sprachen hat er lernen müssen, ehe er sich bis zu Sölver Falk durchfragt. In derselbigen Nacht jedoch reitet Sölver aus Burg und Stadt . . . Nach mehrjähriger Untreue gegen sein Land ist Sölver nun heimgekehrt, und nun dünkt ihm nichts so neu und schön wie Egenäs im Duft des süssen roten Klees, vergoldet vom Licht der sinkenden Sonne. Doch die Burgfrau von Egenäs trifft er nicht. Die Burgfrau haust auf Aebelö. Dort erwartet sie Sölver; sie erwartet ihn aber mit Ruh. Denn alles, was sie an ihm geliebt, das hat sie schon; sie hat es schöner, reiner, verheissungsvoller an ihrem Kind . . . Alle Bäume sausen nun Gro und Sölver zuhaupteñ

und die Blumen wachsen im Dunkel ringsum. Und die zwei, „die nicht Furcht und Askese, noch kranke Religion gekannt“, sie grüssen die goldene Schar der Sterne, die über der grünen Insel ihrer Liebe funkeln, und schlafen ein, das Pfand der Unsterblichkeit, ihren kleinen Sohn, zwischen sich. Und die Erde und Gott freuen sich zweier glücklicher Menschen.

So erzählt Michaëlis diese Geschichte. Er erzählt sie mit einem freien Sinn, der nur von Schönheit und von Selbstentwicklung, aber nichts von Sünde weiss. Seine Sündgefühle, Reuegedanken hat er in älteren Büchern niedergelegt: da handelte es sich um Hinz und Kunz und um kümmerliche Existenz in modernen Städten — „Aebelö“ jedoch ist ein Gedicht von fernen Zeiten und fernen Sitten; da kann der Mensch sich nach eigenen Gesetzen voll ausleben, die Natur frei walten und jede Empfindung bis zur Spitze treiben. Und Michaëlis schwelgt in starker Empfindung. Sie entladet sich nicht in gewaltigen Schlägen, wie im wirklichen Mittelalter, wo der Zorn unmittelbar in die Faust fuhr und Schreck und Entzückung die Menschen wie im Tode fällte. Sie wirkt aber durch ihre Komplexität und durch die zahllosen Augenblicksnuancen, deren jede Fülle genug besitzt, um sich

messerscharf ins Bewusstsein zu schneiden. Der Typus eines Sten Basse, dem „das Faustrecht im Instinkte lag“ und dem es unerträglich schien, dass über ihm und seinem Blut noch etwas Stärkeres war, ein noch grösserer Lebensverächter, der dunkle Tod — ein Sten Basse konnte im Jahrhundert des Galeozzo von Mailand und des Gaston Phébus de Foix recht wohl gedeihen; ihn aber so darstellen, ihn durchfühlen bis ins kleinste Detail und ihn ganz ins Licht des Bewusstseins heben, das konnte nur ein Dichter unserer Tage. Drum ist „Aebelö“ zugleich so echt und unecht, aus dem Geist der Renaissance heraus geboren und doch mit unserem Gehirn erlebt. Es ist ein Dekadenzbuch in Stil und Empfindung, übersensitiv und überbewusst. Die Lektüre der Naturschilderungen ist sogar nahezu ein schmerzlicher Genuss; so intensiv wirkt er. Alles ist zu konzentriert und „über Natur“, ist Rausch und Ekstase — Jugend, Sinnlichkeit, Schwärmerei, Muttergefühl — alles von geradezu tödlicher Schönheit. Denn die Wortkunst in diesem kleinen Roman ist die adelig erlesene und krankhaft raffinierte Kunst, die Jens Peter Jacobsen gelehrt. Allein während die Sprache von „Niels Lyhne“ in den roten Feuern eines prachtvollen Lebensunterganges glüht, schwelgt

Michaëlis, der noch ahnungsvoll und bebend vor den Pforten des Lebens steht, in den bläulich silbernen Tönen des Morgens, des Abends.

Auf solche Art legen Drachmann und Michaëlis, in der That zwei Polenden der Dekadenz, während sie sich aus der Zeit zu flüchten schienen, unbewusst und unwillkürlich von der Zeit und ihrem allersubtilsten Empfinden vor allen Sehenden Zeugnis ab.

1896.